



Ramiro Pinilla

Der Feigenbaum

Roman

Aus dem Spanischen
von Stefanie Gerhold

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die Übersetzung wurde mit Mitteln der Dirección General del Libro,
Archivos y Bibliotecas des Spanischen Ministeriums für Kultur gefördert.



GOBIERNO
DE ESPAÑA

MINISTERIO
DE CULTURA



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1298

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Deutsche Erstausgabe

Juni 2008

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

www.dtv.de

© 2006 Ramiro Pinilla

Titel der spanischen Originalausgabe:

›La higuera‹

(Tusquets Editores S. A., Barcelona 2006)

© 2008 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: ›Enfants en file indienne‹ (um 1900) von
Charles Commessy. Archives départementales de l'Oise

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Janson 10,25/13,5'

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24660-6

Für María

Mercedes Azkorra

Erst mit dem Beschluss der Stadt, in den Fadura-Wiesen eine weiterführende Schule zu errichten und ihn deswegen zu enteignen, begann man sich wieder für den armen Teufel zu interessieren. Nicht, dass wir ihn in all den Jahren völlig vergessen hätten: Dafür lag seine Hütte viel zu nah. Nein, die räumliche Nähe war nicht das Entscheidende; uns waren vor allem die mysteriösen Umstände seines plötzlichen Auftauchens in den Köpfen geblieben, damals, während des Krieges. Mein Gott, dreißig Jahre ist das nun schon her ...

Wir alle erinnerten uns noch gut daran, wie er im Juni '37 bei uns »einfiel«. Auf einmal war er da, weshalb, wussten wir nicht, und auch nicht, was er dort in den Auen wollte: Wer kommt schon auf die verrückte Idee, sich mitten auf dem freien Feld auf einen Stein oder den nackten Erdboden zu setzen und stundenlang mit gesenktem Kopf aufs Gestrüpp zu starren? Später hatte er dann auf einmal einen Stuhl. Wenn es regnete oder kalt war, schützte er sich mit einem Regenschirm oder einem Mantel und einer roten Baskenmütze. Mitten in der Nacht verschwand er wer weiß wohin und am nächsten Morgen war er wieder an Ort und Stelle, zumindest in den ersten Tagen, denn bald schon baute er

sich einen elenden Bretterverschlag und ließ sich ganz dort nieder.

Ich habe den Verrückten auf den Fadura-Wiesen einen armen Teufel genannt, weil ich heute weiß, was für ein trauriges Ende es mit ihm nahm, auch wenn er von der Falange war und in der ersten Zeit die entsetzliche Uniform trug, mit der sich ihre Parteimitglieder verkleideten: ein blaues Hemd, dazu eine schwarze Hose und Koppelzeug. Bei trockenem Wetter goss er nachts etwas, was, wussten wir anfangs noch nicht. Aber es kam auch niemand auf die Idee, mit einer Taschenlampe hinzugehen und, wenn er weg war, heimlich nachzusehen: In jenen Jahren ließ man sich von der Neugier besser nicht zu einer Dummheit verleiten. Wer so besessen war von einem Fleckchen Erde, konnte nicht ganz richtig im Kopf sein, und was scherte es uns, ob er nun eine Distel oder eine Margerite goss? Monate später erkannte dann jemand von weitem, dass es der Schössling eines Baums war, den er die ganze Zeit hochpäppelte. »Er tut das sicher aus reiner Langeweile«, meinten einige. »Aber warum hockt er dort und langweilt sich?«

Wir machten damals schlimme Zeiten durch. Zwar war der Bürgerkrieg für uns Basken vorbei, hatte Franco uns »befreit«, doch brachte uns die Zeit danach noch weitaus größere Gräueltaten, wenn das überhaupt möglich war.

Das Gros der baskischen Armee, die sechzig Bataillone der baskisch-nationalistischen Nationalpartei EAJ-PNV, hatten sich nach dem Fall von Bilbao in Santoña ergeben. Der Krieg hatte schmerzliche Lücken gerissen: Viele unserer Männer waren im Kampf gefallen oder gefangen genommen und innerhalb von Minuten von Standgerichten zum Tode oder zu dreißig Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Vorzeitig ergraute Kriegsgefangene, die bei den nächtlichen Schritten des Gefängniswärters erstarrten und

nur noch eine matte Antwort zustande brachten, wenn an der Tür der überfüllten Zelle ihr Name gebrüllt wurde ... All die Mütter, Großmütter, Töchter und Schwestern, die sich mit Essenspäckchen zu ihnen auf den Weg gemacht hatten, und meistens blieb dem Häftling nicht einmal mehr die Zeit, es zu verzehren ... Ganz zu schweigen von denen, die ohne irgendein Verfahren von uniformierten, mit Pistolen bewaffneten Banden bei den sogenannten *paseos*, »Spazierfahrten«, ermordet worden waren. Im Falle der Gefangenen, die Nacht für Nacht – außer sonn- und feiertags – auf Lastwagen zum nächstgelegenen Friedhof gekarrt, dort an die Wand gestellt und von Exekutionskommandos erschossen wurden, erlaubte man den Angehörigen ja wenigstens noch, ihre Leichen abzuholen, um sie zu beerdigen; über den Verbleib der auf einer »Spazierfahrt« Getöteten erfuhr man hingegen nie wieder etwas.

Niemand wäre folglich so unvorsichtig gewesen, den armen Teufel auf den Fadura-Wiesen zu fragen: »Darf man erfahren, was Sie hier machen?« Denn selbst wenn die Grauen des Krieges vielleicht für einen kurzen Moment in weite Ferne gerückt wären: Seine Antwort hätte keinen Schleier des Vergessens darüber breiten können. Dreißig Jahre lang fragte ihn daher niemand, was zum Kuckuck er dort zu suchen hatte. »Er mag eben Feigen«, hieß es anfangs, nachdem irgendein Naseweis entdeckt hatte, dass er allnächtlich ein Feigenbäumchen goss.

Doch vergessen, vergessen haben wir ihn in all den Jahren nie. Es war gar nicht möglich, im September und Oktober, wenn die Feigen reiften, *nicht* an ihn zu denken. So wie damals, als der junge Feigenbaum nach vier, fünf Jahren zum ersten Mal Früchte trug und die Lausbuben sich zum Feigenklauen heranpirschten und er sie mit einem Stock und mit Steinen vertrieb. Richtiggehend berühmt wurde er

dann, als dieser Teil der Fadura-Wiesen sich in einen Wallfahrtsort verwandelte, also zu einem dieser Orte, wo die Jungfrau Maria oder sonst irgendeine himmlische Gestalt erscheint und Fromme und Kranke herbeiströmen, um für eine wundersame Heilung zu beten. Das Erstaunliche in diesem Fall war nur, dass die himmlische Gestalt der arme Teufel war, das heißt, der Falangist! Vermutlich hatte diese Ironie des Schicksals aber weniger mit ihm zu tun als mit Cipriana, der Frau von Benito Muro, den Francos Truppen nach ihrem Einmarsch als Bürgermeister eingesetzt hatten, als Dank dafür, dass er mit den Plänen des Eisernen Rings – der zwanzig Kilometer langen Befestigungslinie um Bilbao – ins feindliche Lager übergewechselt war. Cipriana war keine Franquistin, ihre Welt waren die Kirche und das Rosenkranzgebet, und ohne dass es der komische Kauz merkte, machte sie aus ihm einen »Heiligen« nach dem Vorbild dieser Einsiedler, die in den Bergen in einer Höhle hausen und eigentlich nur in Ruhe gelassen werden wollen, die Leute sie aber dennoch stur aufsuchen, um Trost bei ihnen zu finden. In nichts Geringeres hatte sich der Falangist verwandelt, man stelle sich das einmal vor! Mit den Jahren wurden aus dem halben Dutzend am Anfang Hunderte von Pilgern, doch der arme Teufel, da bin ich mir sicher, nahm überhaupt keine Notiz von dem Wirbel um seine Person und der Verehrung, die sie ihm entgegenbrachten. Für ihn zählte einzig und allein sein Feigenbaum.

Im Oktober '37 öffneten die Schulen im Baskenland wieder ihre Türen, und da mein Kollege Manuel Goenaga noch in Gefangenschaft war, musste ich auch seine Jungensklassen übernehmen. Manuels Zweiflernatur hatte ihn zunächst von einer aktiven Kriegsteilnahme abgehalten, aber schließlich hatte er sich doch vom *batzoki*, dem Parteilokal der baski-

schen Nationalisten, anwerben lassen, gerade noch rechtzeitig, denn ein paar Wochen später startete im Norden die franquistische Offensive. Man hatte ihn gleich zum Kompaniehauptmann ernannt, doch schon nach ein paar Tagen mussten die Befehlshaber ihren Irrtum einsehen: Manuel brachte seinen ersten Feuerbefehl einfach nicht über die Lippen! Dieses Unvermögen rettete ihm das Leben, da so sein Name nicht auf den Offizierslisten stand, die das baskische Heer nach der Kapitulation in Santoña im August '37 den italienischen Truppen arglos aushändigte.

Die Fadura-Wiesen waren schon immer eines meiner Ziele für den Schulausflug am Donnerstagnachmittag gewesen, für die Kinder vielleicht das beliebteste wegen des vielerlei Getiers, das die Auen bevölkerte. Kaulquappen, Frösche und Kröten, Salamander und Molche, Schlangen und Blindschleichen: Die Kleinen begeisterten sich einfach für alles, was da krechtete und fleuchte.

Nie werde ich unsere Wanderung dorthin Ende Oktober '37, noch vor Wintereinbruch, vergessen. Mein Gott, das erste Schuljahr unter Franco! Ich hatte nicht viele Schüler zu unterrichten. Ihre Familien waren zerstört, und an den Wänden bei ihnen zu Hause hingen gerahmte Fotos von den verstorbenen Angehörigen. Wir alle waren wie gelähmt vor Angst, viel zu verstört für irgendeine Regung; die dreieinhalb Monate seit dem Ende der Kämpfe hatten natürlich nicht gereicht, um mit dem Geschehenen einigermaßen zurande zu kommen. Und dann fehlten ja auch noch all die Kinder, die man mit Beginn der Nordoffensive mit Passagierdampfern evakuiert hatte, um sie in Frankreich, England, Belgien, Dänemark, Mexiko, der UdSSR und der Schweiz vor den Bombardements in Sicherheit zu bringen; einige von ihnen würden erst Jahrzehnte später zurückkehren ...

Bei jenem Ausflug bekam ich wegen meines inhaftierten Kollegen jedoch eine hübsche Gruppe Jungen und Mädchen zusammen; auch Julio, der siebenjährige Sohn des Schmieds Antimo Zalla, war mit dabei, der sich fast 30 Jahre später als, wie soll ich sagen, »Experte« im Feigenverkosten erweisen sollte. Am ersten Tag im neuen Schuljahr war ich noch glücklich gewesen bei dem Gedanken, meinen Schülern ein kurzes Vergessen schenken zu können; die Schule sollte für sie eine unverdorbene Welt sein, in der sie für ein paar Stunden Zuflucht finden konnten. In jenem Jahr gaben die staunenden, offenen Gesichter der Kinder aber vor allem mir den Glauben an die Zukunft zurück, sie schenkten mir neue Zuversicht. Natürlich konnte man unseren Ausflug damals nicht mit dem Gewusel von vor dem Krieg vergleichen; dennoch war es mir eine heilsame Lehre, zu beobachten, wie meine kleinen Mädchen und die Jungen von Manuel aufgeregt durcheinanderredeten, weil sie mir alle das Gleiche erzählen wollten, wie sie eifrig versuchten, sich in meiner Gegenwart nicht vollkommen ihrem Kummer hinzugeben, auch wenn ihre sich überschlagenden Stimmen zwei oder drei Tonlagen leiser und ihre Körper nicht mehr ganz so energiegeladen waren wie früher.

Was jene Wanderung dann aber einfach unvergesslich machte, war Karmeles Garcías plötzliches Innehalten: Wie angewurzelt blieb die Siebenjährige auf einmal stehen und startete mit herabhängenden Armen auf ein kleines, einsam gelegenes Gehöft einen halben Kilometer vor uns.

»In dem Haus dort habe ich gewohnt«, hörten wir sie leise sagen.

Im selben Augenblick fiel mir ihre Geschichte wieder ein, und ich erkannte meinen Irrtum, die Gruppe an dieses Ende der Wiesen geführt zu haben. Vor vier Monaten erst hatten die Falangisten Karmeles Vater und ihren großen Bruder

aus diesem Haus geholt, und man hatte nie wieder etwas von ihnen gehört. Dabei war ihr Bruder erst sechzehn gewesen! Ich drückte die Kleine fest an mich, aber irgendwie schaffte sie es, den Kopf so zu drehen, dass sie weiter an mir vorbei auf das Gehöft blicken konnte. Die Kinder waren verstummt.

»Wann können wir wieder nach Hause?«, wimmerte das Mädchen.

Ich umarmte sie noch fester; ich glaube fast, ich habe ihr weh getan. Allmächtiger Gott! Karmeles Familie hatte nicht nur zwei ihrer Lieben verloren, sondern auch noch ihren Hof, den sich der Denunziant unter den Nagel gerissen hatte. Wie so etwas geschehen konnte? Es geschah eben. Nachbarn denunzierten Nachbarn: viele, weil sie von panischer Angst getrieben ihre Loyalität dem Franquismus gegenüber beweisen wollten; andere, weil sie die Gunst der Stunde nutzten, um einen über Generationen gewachsenen Hass auszuleben; wieder andere, weil sie überzeugte Franquisten waren; und schließlich gab es noch die, die es einzig und allein auf den Besitz des Opfers abgesehen hatten. Im Fall von Karmeles Familie verriet der Denunziant sich selbst, da er noch am selben Tag in das Haus zog, an dem die »zuständige Behörde« es ihm als Prämie überließ.

Und da sahen wir ihn auch schon mit den Händen in den Hosentaschen über seinen neuen Hof schlendern. Er war klein, schmalbrüstig und hatte dünne, bläuliche Lippen. Wir kannten ihn alle: Es war Joseba Ermo, von den Ermos aus dem Stadtteil La Venta, die dort seit Menschengedenken das Sagen hatten und sämtliche Zwangsversteigerungen gewannen, so dass die Leute sich schon fragten, wie lange es noch dauern würde, bis La Venta ganz den Ermos gehörte. La Venta war jedenfalls das Nest der Sippe, manchmal lebten dort vier Generationen beisammen. Sie waren hab-

gierig und konnten den Hals nicht voll genug kriegen, egal wie schmutzig das Geld war. Und Joseba Ermo war ein würdiger Vertreter seines Clans; von seinen Schiebereien erfuhren wir nur, wenn das Opfer bekannt war. Seine krummen Geschäfte deckte er mit einer Eisenwarenhandlung, die er zusammen mit den Altube-Zwillingen, zwei Kerlen vom selben Schlag, in Algorta aufgemacht hatte. Erst vor kurzem haben wir erfahren, dass er die Angst der Menschen vor den Bombardements ausgenutzt und einigen von uns vorgegaukelt hatte, dass ihr Haus vor Angriffen geschützt sei, wenn sie ihn dafür bezahlen würden. Er hatte auf einen Stadtplan von Getxo ein Kreuz gemalt und mit aufgehaltener Hand erklärt: »Dieses Papier wandert jetzt zu den Piloten von der anderen Seite, meinen Freunden. Und ihr habt Ruhe.« Es hat nicht viel gefehlt, und man hätte ihn als Spion erschossen.

Er hatte uns nicht gesehen, vielleicht waren wir ihm aber auch egal. Mir kam der Gedanke, dass er sein neues Grundstück gerade abschrift, um dessen Wert zu schätzen.

Ich versuchte, mein inneres Gleichgewicht wiederzufinden, während ich Karmele über ihr weiches Haar strich. Da brach Julio, der Sohn des Schmieds, unser Schweigen.

»Dem werd ich die Feigen klauen, Fräulein Lehrerin.«

»Wir sind dabei!«, fielen drei, vier Jungen ein und stellten sich hinter Julio.

Die anderen Kinder lachten. Ich sah genauer hin und entdeckte neben dem kleinen Hof einen dichtbelaubten Feigenbaum.

»Wie bitte?«, antwortete ich entrüstet. Aber die ganze Gruppe wusste nur zu gut, dass meine Empörung gespielt war, was mich beruhigte. Deshalb konnte ich auch ungestraft weiterheucheln: »Ihr wollt stehlen? Wie hässlich von euch! Ihr wollt also ...?«

»Wir sind im Krieg, Fräulein Lehrerin«, sagte Julio in einem für sein Alter viel zu ernsten Ton. Mein Gott! Vor weniger als einem Monat hatten sie seinen Vater an die Wand gestellt.

»Das ist kein Grund«, rief ich dennoch aus. »Selbst im Krieg muss man seine Selbstachtung bewahren.«

»Letztes Jahr war auch schon Krieg, und da habe ich die Feigen nicht geklaut«, protestierte Julio.

»Und wir auch nicht«, riefen die anderen drei oder vier.

»Was auch immer passiert«, sagte ich, wobei es mich schauderte, »versprecht mir, dass ihr nie vergesst, was ich euch eben gesagt habe.«

»Klar, ihr habt euch letztes Jahr nicht hingetraut, weil mein Bruder noch da war«, wisperte Karmele in meinen Armen.

Ihr Bruder, ach. Er hätte eigentlich auch heute dabei sein müssen, aber seine Familie hatte ihn vor ein paar Tagen nach Derio ins Priesterseminar geschickt.

»Er heißt Gabino, oder?«, fragte ich Karmele und spürte, wie sie zu zittern begann.

»Ja, Gabino, Fräulein Lehrerin«, murmelte sie.

»Gabino hätte uns sicher nicht davon abgehalten. Vor dem haben wir doch keine Angst«, behauptete Julio.

»Wir doch nicht«, unterstützten ihn seine Kameraden.

»Natürlich nicht«, bekräftigte ich, worauf die Kinder sich alle um mich scharten. Ich fasste Karmele unters Kinn, um ihr ins Gesicht zu sehen. Sie weinte.

»Wo wohnt ihr denn jetzt?«

»In der Abasota-Straße, Fräulein Lehrerin«, flüsterte sie so leise, dass man sie kaum verstehen konnte.

»Von dort kann man das Meer sehen, und auch unseren Strand ...«

»Wir haben zu der Seite hin keine Fenster.«

»Nein? Aber es geht euch dort doch gut, oder?«

»Es ist ziemlich eng, Fräulein Lehrerin.«

Deswegen musste man nicht unbedingt weinen, aber der Kleinen traten wieder die Tränen in die Augen. Fürsorglich umarmte ich sie noch einmal ganz fest, bevor wir unseren Spaziergang fortsetzten, ich mit Karmele und einem anderen Mädchen an der Hand.

»Sobald es dunkel ist, holen wir uns die Feigen«, sagte Julio.

»Ich glaube, er wohnt noch nicht dort, er schläft woanders«, sagte einer aus der Gruppe.

»Warum warten wir nicht und gehen alle zusammen?«

Ich drehte mich um, um zu sehen, wer das gesagt hatte: Es war die achtjährige Amarita, die Tochter des Richters Alberto Solaun, einem Sozialisten, der vor ein paar Monaten ebenfalls ermordet worden war. Zustimmendes Murmeln von allen Seiten. Ich sah sie an: Drei Dutzend Gesichter erwarteten von mir, dass ich Farbe bekannte und mit ihnen den Feind attackierte. Warum auch nicht? Hatte auch nur eines dieser Kinder kein Leid erlebt? Bonifacio Lecue: sein Vater, der Klempner »Boni«, war gefangen genommen und erschossen worden; Tadeo Basurto: seinen Vater, den Gerichtsdienner Antón, hatte man mit einem Genickschuss am Strand aufgefunden, und das, obwohl er vor den einmarschierenden Falangisten auf dem Bauch gekrochen war, um seinem Schicksal zu entgehen ... Ich sah sie alle an, sah in ihre Gesichter, eins nach dem anderen, und spürte, wie ich einigen nicht gerecht wurde, weil ich ihre persönliche Tragödie entweder nicht kannte oder mich nicht mehr daran erinnerte. Doch war das wichtig? In jedem dieser Augenpaare funkelte der Fluch, der über uns alle gekommen war. Und so brach es aus mir heraus:

»Nicht eine Feige lassen wir ihm!«

Wir ließen Wiesenkraut, Disteln und Stechginster hinter uns und marschierten durch ein Pappelwäldchen zum Weg, der vor dem Hof vorbeiführte. Unsere Schritte wurden immer leiser, je näher wir dem Haus kamen, das durch den mächtigen Feigenbaum daneben noch kleiner wirkte, als es eh schon war. Wir entdeckten Joseba Ermo erst reichlich spät, weil er auf einem kleinen Schemel saß, den er auf die Türschwelle gestellt hatte, und uns abweisend seinen schmalen, knochigen Rücken zukehrte anstatt uns entgegenzusehen, wie es normal gewesen wäre, zumal wir bestimmt die Einzigen waren, die an diesem Nachmittag an dem Haus vorbeikamen. Wollte er nicht angesprochen werden, oder wollte er uns provozieren? Um den Feigenbaum hatte er einen Schutzwall aus Gestrüpp und Ästen gehäuft. Uns stockte der Atem. Wir hätten unseren Plan in die Tat umsetzen können, nur zwei, drei Stunden später hätte die Dunkelheit uns genügend Schutz geboten. Wir hätten diese großartige Racheaktion, die uns eine ordentliche Portion Genugtuung verschafft hätte, wirklich durchführen können. Spät am Abend, als ich mit meinem Vater in der Küche beim Essen saß, schloss ich die Augen und stellte mir vor, wie Bonifacio, Tadeo, Julio und noch einige andere sich an den Feigen bedienten, als Teilzahlung der großen Schuld. Es fehlte nicht viel, und wir hätten es tatsächlich getan. Es war ein großer Moment.

Ohne stehen zu bleiben, gingen wir jedoch an dem Haus vorbei. Wir sahen uns dabei nicht einmal an, so sehr schämten wir uns für unseren Kleinmut. Erst nach etwa einem Kilometer hellte sich unsere niedergedrückte Stimmung wieder etwas auf, als wir mitten auf den Wiesen den komischen Kauz erblickten, der dort seit knapp vier Monaten irgendwelchen imaginären Radieschen beim Wachsen zusah, wenn auch nicht von unten.

»Txominbedarra«, erklärte Bonifacio und wies mit einer Kopfbewegung zu dem kleinen Mann, während er sich den Klang des Spitznamens auf der Zunge zergehen ließ.

Txominbedarra: So nannten wir auf Baskisch die Kleeart, die vor Monaten zusammen mit der neuen Saatkartoffel aus Deutschland gekommen war und sich zu einer wahren Plage entwickelt hatte, weil die kleinen Kleeblätter unsere Äcker überwucherten und einfach nicht totzukriegen waren. Vermutlich war Bonifacio dieser Spitzname eingefallen, weil der Hänfling genauso widerstandsfähig zu sein schien wie der Klee.

Vor uns saß also Txominbedarra an derselben Stelle wie immer auf seinem Stuhl und kehrte uns den Rücken zu. Mir kam in den Sinn, dass ich ihn noch nie so nahe vor mir gesehen hatte, doch in Wirklichkeit hatte ich ihn bis dahin noch gar nie gesehen; das klare Bild, das ich von ihm hatte, gründete nur auf den Gerüchten, die seit vier Monaten in Getxo umgingen. Er wirkte eigentlich ziemlich harmlos. Die Knie fest zusammengepresst, saß er ganz aufrecht da, ohne dass sein Rücken die Lehne berührte, und starrte auf einen Ast, der ein paar Meter vor ihm in der Erde steckte. Konnte ein so naturverbundener Kerl gefährlich sein? Zumindest war er mit Argwohn zu betrachten. In jenen Tagen musste man jedem misstrauen, den man nicht kannte.

Wir wussten nicht viel über ihn: Nur dass er in der ersten Zeit noch die furchteinflößende Uniform der Falangisten trug. Später legte er sie ab, oder jemand nahm sie ihm weg, vielleicht verkaufte er sie aber auch oder begriff auf einmal, dass sie nicht auf die Wiesen und zu seinem unschuldigen Pflänzchen passte. Einen Grund musste das Verschwinden des blauen Uniformhemds jedenfalls haben, der Falange konnten die blauen Hemden nicht so schnell ausgegangen sein. Höchstwahrscheinlich steckte Cipriana dahinter, die